

Tagungsberichte

Nadine Dannenberg und Myriam Raboldt

Difference, Diversity, Diffraction: Confronting Hegemonies and Dispossessions

10th European Feminist Research Conference in Göttingen,
12.–15. September 2018

Die European Feminist Research Conference (EFRC), auf der sich an der Georg-August-Universität Göttingen rund 900 Geschlechterforschende zur feministischen Bestandsaufnahme zusammenschlossen, fand bereits zum zehnten Mal statt. Mit einem viertägigen Programm, einem 15 Personen starken Konferenzkomitee sowie mehreren beteiligten Zusammenschlüssen (Atgender, LAGEN, Fachgesellschaft Gender) war die vom BMBF geförderte Tagung eine Großveranstaltung. 2018 wurden die Dynamiken fachinterner wie gesamtgesellschaftlicher Differenzierungen explizit in den Vordergrund gestellt. Im Rückblick lassen sich vier Leitthemen der Konferenz ausmachen, die wohl auch zeitgenössische Trends der europäischen Geschlechterforschung insgesamt sind: Anti-Feminismus (I), Rassismus und White Privilege (II), Trans*--, Inter- und Queer-Inklusion (III) sowie erstarkende Institutionalisierung bei gleichzeitig fehlender Finanzierung (IV). Alexandre Barils einleitende Keynote »Crippling Trans Studies and Transing Crip Studies: Transness and Disability« erwies sich als provokativer und wegweisender Einstieg. Er wies auf die dem Wissenschaftsfeld immanenten Vorannahmen und theoretischen wie praktischen

Ausschlüsse hin, ließ allerdings den nach wie vor dominanten angloamerikanischen Bezugsrahmen weitgehend unhinterfragt. Dieser Vortrag und der darauffolgende erste Round Table zu Finanzierungs- und Institutionalisierungstendenzen im Bereich der Gender Studies steckten das Feld der Leitfragen für die Konferenz bereits weitgehend ab. Hatte Baril dafür plädiert, die Überlappungen von Trans* und Disability Studies anzuerkennen, so ließ dies in der Praxis zu wünschen übrig. So fand etwa die konstituierende Sitzung der AG Trans*/Inter der FG Gender Studies parallel zu Trans*-thematisch exklusiven Panels statt, und längst nicht alle Räumlichkeiten waren barrierefrei zugänglich.

Einen Schwerpunkt der Konferenz bildeten die Auswirkungen gegenwärtiger rechtspopulistischer Tendenzen inner- und außerhalb Europas. Rund ein Drittel der Panels, Open Fora und Round Tables versuchte sich an entsprechenden Symptomanalysen, in denen die anti-feministische Attacken auf gendersensible Forschungsarbeiten jedoch meist als Ausdruck einer nationenübergreifenden politischen Schlechtwetterlage verortet wurde. Bei aller Betroffenheit fehlte es an Gegenstrategien. Diese über weite Strecken ohn-

mächtig anmutende und gelegentlich ursachenblinde Analyse des Status Quo fassten *Agnieszka Graff* und *Elżbieta Korołczuk* zum Abschluss der Tagung zusammen. Sie appellierten an die Solidarität mit- und untereinander (über wissenschaftliche, aktivistische sowie nationale Grenzen hinweg). Dies hatten auch *Noémi Michel* und *Niharika Bannerjea* in ihren jeweiligen Keynotes getan; beide warnten jedoch davor, die nach wie vor marginalisierten Stimmen und Geschichte(n) sowohl von Schwarzen Feministinnen (Michel) als auch von Queer People of Color (Bannerjea) nicht ungenannt zu vereinnahmen oder zu ignorieren, und so faktisch zum Schweigen zu bringen.

Von neoliberalen Zurichtungen und »academic emotion work«

Neben Panels zu »Feminist Organising within and against Neoliberalism« widmeten sich das Open Forum »Resistance Strategies to the Neoliberal Acceleration of Academic Industry« und das Panel »Living in the academy« ausdrücklich den neoliberalen Einflüssen auf das Arbeiten und Denken an der »unternehmerischen Universität«. Durch die teilweise sehr persönlichen Beiträge von *Maria do Mar Pereira*, *Thamar Heijstra* und *Gyða Margrét Pétursdóttir* wurde eine Möglichkeit eröffnet, über psychosomatische Krankheiten wie Depressionen, Schlafstörungen, Magengeschwüre oder Hörstürze im Wissenschaftsbetrieb und deren strukturelle Ursachen zu sprechen. Dabei ging es zum Beispiel um die immer perfider werdende Operationalisierung wissenschaftlicher Leistung, um die Bereitschaft zu konstanter Mobilität (ungeachtet persön-

licher und privater Lebensumstände), um die gar nicht oder schlecht bezahlte Arbeit sowie um das allpräsenente Konkurrenzdenken. Zentral war die Frage, welche besonderen Belastungen gerade für feministische Wissenschaftler*innen entstehen, die einen »Systemkampf« in zwei Richtungen auszufechten haben: Es gelte sowohl die alten, sexistischen Strukturen aufzubrechen als auch die neue, neoliberale Universität in Frage zu stellen. Zudem sei es, so *Maria do Mar Pereira*, ein höchst ambivalentes Unterfangen, das »game of productivity« einerseits zu kritisieren, es andererseits aber mitspielen zu müssen, ohne es wiederum zu internalisieren.

Die Brisanz dieses Vabanquespiels wurde etwa im Panel »Death by embrace? Trans* representations in Gender Studies« deutlich. Hier wiesen die Vortragenden *René_Hornstein*, *RyLee Hühne* und *Marek Sancho Höhne* auf mannigfaltige Mechanismen hin, die sowohl Trans*forschende als auch Forschungsansätze, die die Zwei-Geschlechter-Binarität überschreiten, aus den Gender Studies ausschließen. Ergänzend dazu wurde auch aus dem internationalen Fachpublikum Kritik an der Normalisierung unbezahlter (Aufklärungs-) Arbeit geäußert. Für das auch andernorts viel bemängelte Phänomen, dass gerade queer*feministische Wissenschaftler*innen innerhalb des Universitätsbetriebs als (meist inoffizielle) Ansprechpartner*innen für jede Art Diskriminierungserfahrungen adressiert werden – und sich wiederum moralisch und politisch verpflichtet fühlen, darauf einzugehen – schlugen Heijstra und Pétursdóttir den Begriff der »aca-

demic emotion work« vor, den es in Zukunft verstärkt zu politisieren gelte.

Wie kann intersektional und ethisch vertretbar gelehrt und gedacht werden?

Um das Aufbrechen überkommener Strukturen ging es auch beim Open Forum »Decolonizing Gender Studies« der Fachgesellschaft Gender Studies. Im Mittelpunkt stand der Erfahrungsaustausch über Lehrprojekte zu Dekolonisierung aus verschiedenen fachlichen Perspektiven: *Maisha M. Auma* thematisierte »Decolonial Moves« in den Erziehungswissenschaften, *Hanna Meißner* und *Inka Greusing* berichteten von ihrem Seminar »Dekolonisierung als Herausforderung in den Gender Studies« und *Sigrid Schmitz* berichtete über »postkoloniale Perspektiven in den Feminist Science and Technology Studies«. Es wurde deutlich, dass postkoloniale Perspektiven nicht einfach als »Add-On« eingesetzt werden können, sondern dass Curricula und Wissensbestände grundlegend überarbeitet werden müssen. Damit hänge auch die Einsicht zusammen, dass Lehrende immer Lernende bleiben, wie Christina Vogt-William in ihrem Fazit bemerkte.

Solche Fragen und Probleme schienen auch in einzelnen Panels immer wieder auf, insbesondere hatte die persönliche Situierung und Erfahrung in Form autoethnografischer Methoden im Zusammenhang mit queeren Forschungsarbeiten Konjunktur. *Valérie Clayman* bot etwa im Panel »Queer Film« auf Basis ihrer eigenen trans*femininen Lebensgeschichte kurzweilige Einblicke in die nie zu umgehende Verschachtelung ihrer eigenen (quee-

ren) Filmkritik mit ihrer persönlichen Lebenssituation. Sie wies zugleich auf das Misstrauen hin, das ihr aufgrund dieser selbst-reflexiven Herangehensweise im institutionalisierten Wissenschaftsbetrieb entgegengebracht wird.

Während auf der Forscher*innen-Ebene durchaus der Wille zu einer intersektionalen, interdisziplinären Arbeitsweise vorhanden zu sein scheint, gibt es auf der institutionellen Ebene hohe bürokratische Hürden. Dies verdeutlichte ein Workshop zu »Förderstrukturen der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und Geschlechterforschungen«. *Eckart Kämper*, Programmdirektor der Gruppe Geistes- und Sozialwissenschaften bei der DFG, stellte sich den Fragen und Anliegen von Forscher*innen aus Deutschland und legte dabei eine ganze Reihe systemischer Lücken in der DFG offen. Es gibt dort weder eine verbindliche Definition von Interdisziplinarität noch von Genderkompetenz. Bei geschlechterthematischen, interdisziplinären Anträgen kann mit Expertise auf Seiten der Begutachter*innen kaum gerechnet werden, zumal diese Gutachter*innen aus tradierten, institutionalisierten Fachkollegien kommen, zu deren Korpus Gender Studies (noch) nicht zählen. Für die hier nötige Aufklärung und Modernisierung, so Kämper, hätten auch die Fachgesellschaften und Universitäten zu sorgen, die Vorschlagsrechte für die Zusammensetzung der Gremien haben und sich so aktiv in die Gestaltung der DFG einbringen können. Er merkte jedoch auch an, dass die DFG ein »Tanker« sei, der »lange brauche«, was angesichts der bereits genannten Prekarität auf allen

Forschungsebenen eher besorgniserregend ist.

Fazit und Ausblick

Der (Un-)Möglichkeit, der Kompliz*inenschaft mit bestehenden Machtverhältnissen zu entgehen und die Frage nach den damit einhergehenden Konsequenzen artikuliert sich auf der Konferenz schließlich nicht nur auf inhaltlicher Ebene, sondern wurde angesichts umfassender Digitalisierungsprozesse auch als methodologische und ethische Herausforderung wahrgenommen, die ganz eigene, organisatorisch aber leider wenig gewürdigte Probleme (z.B. die Frage des Datenschutzes in Bezug auf die online frei abrufbare Teilnehmer*innenliste) mit sich brin-

gen. Der Einsatz von digitalisierten Erhebungsverfahren, Cloud Work und Social Media, der als Gegenstand, Methode und Strukturmerkmal die Vorträge prägte, machte immer wieder deutlich, dass inter- und transdisziplinäre Forschungszusammenhänge – auch über die Grenzen des akademischen Betriebs hinaus – zunehmend unabdingbar werden. Inwiefern dies den akademischen Betrieb selbst grundlegend neu organisieren wird und welche Schritte auf dem Weg zu einer Wissensdemokratisierung bei gleichzeitiger Abwehr einer zunehmenden Neoliberalisierung zu unternehmen sind, sind zeitgemäße Fragestellungen, die nicht mehr nur die feministische Wissenschaftskritik betreffen, dort aber nach wie vor tief verankert sind.

Francis Seeck und Cash Hauke

Gender – Care – Migration. Ambivalente Interdependenzen

30. Januar bis 1. Februar 2019, Humboldt-Universität zu Berlin

Die komplexen Verschränkungen und Ambivalenzen der so genannten »Care-Migration« standen im Mittelpunkt einer internationalen Konferenz mit über 100 Teilnehmer*innen, die Anfang 2019 an der Berliner Humboldt-Universität stattfand. Die Veranstalter*innen der Tagung – Wissenschaftler*innen vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterforschung und vom Institut für Europäische Ethnologie der HU Berlin – hatten die folgenden Fra-

gen auf die Agenda gesetzt: Wie wirken die Interdependenzen von Care, Migration und Gender an verschiedenen Orten, in verschiedenen Bereichen und mit verschiedenen Interessengruppen? Wie werden sie politisch, rechtlich und sozial geregelt und durch unterschiedliche Impulse, Interessen und Repräsentationen geprägt? Wie und mit welchen Zielen und Wirkungen haben sich Care-Arbeiter_innen selbst organisiert?